Zeitschrift: Pestalozziblätter

Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen Permanenten Schulausstellung

Band: 14 (1893)

Heft: 1

Artikel: Pestalozzi auf dem Neuhofe

Autor: Hunziker, O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917590

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozziblätter.

XIV. Jahrg. No. 1. Beilage zur „Schweiz. Pädagog. Zeitschrift". Januar 1893.

Inhalt: Pestalozzi auf dem Neuhofe. Vortrag von O. Hunziker (gehalten 29. Nov. 1892 im Arbeiterlesesaal Zürich). — Aus dem Pestalozzistübchen 1890—1892.

Pestalozzi auf dem Neuhofe.

Vortrag von O. Hunziker (gehalten 29. Nov. 1892 im Arbeiterlesesaal Zürich).

Einer unserer neuesten hervorragenden Schriftsteller hat das eigentümliche Wort ausgesprochen: „Das Geheimnis der grössten Erfolge liegt im Nichterfolg, wenn nur die Sache selbst eine bedeutende ist." Mit andern Worten: „Nur denjenigen Menschen ist es beschieden, Grosses und Nachhaltiges zu wirken, die für die Ideale Märtyrer gewesen sind."

Bei wenigen Menschen dürfte dieser Satz so sehr einleuchtend zutreffen als bei Heinrich Pestalozzi.

Wir sind gewöhnt, das Bild Pestalozzis verklärt von dem Glanz seiner spätern Tage, von der begeisterten Verehrung seiner Jünger, die aus allen Ländern zu Pestalozzi nach Iferten wallfahrteten und von dort aus seinen Ruhm nach allenthalben hin ausbreiteten, zu schauen. Wer zweifelt denn heutzutage daran, dass Pestalozzi einer der edelsten und hellsehendsten Schweizer gewesen, dass seine Methode eine weit ausgreifende Reform des ganzen Unterrichtswesens gebracht, dass die moderne Volksschule seiner Anregung ihre Entstehung und Wirksamkeit verdanke! Pestalozzis Name ist das Losungswort für alles Edle und Gute geworden, das auf dem Boden der Erziehung geschieht; und wenn man findet, dass in der Volksschule nicht ganz alles so bestellt sei, wie es sein sollte, so ertönt als Rezept der Ruf: Rückkehr zu Pestalozzi!

Auch gibt es wenige Männer neuerer Zeit, deren Lebensverhältnisse im allgemeinen so bekannt sind: wie er, 1746 geboren, von der Mutter und einer treuen Magd erzogen, in Zürich aufwuchs, dann die Schulen der Stadt besuchte; zuerst Theologie studiren wollte, dann unter Bodmers Einfluss zu den jungen Zürchern sich gesellte, die einen Aufsehen erregenden Kampf gegen ungerechte Landvögte, untreue Verwalter, schlechte Pfarrer führten, endlich sich der Landwirtschaft zuwandte und im Aargau drüben sich niederliess; dann plötzlich 1798 nach Stans eilt, um dort an den unglücklichen Unterwaldnerkindern Vaterstelle zu vertreten; endlich in Burgdorf ein weltberühmtes Institut gründet, das später nach Yverdon verlegt wurde, und als achtzigjähriger Mann auf sein Gut im Aargau zurückgekehrt, am 27. Februar 1827 in Brugg gestorben ist. Und wer hätte nicht wenigstens von dem berühmtesten seiner Bücher, von Lienhard und Gertrud gehört oder gar einige Abschnitte desselben, wie das Sterbebett der Grossmutter, gelesen!

Aber nicht immer war Pestalozzi diese gefeierte Persönlichkeit, und es gibt eine Strecke auf seinem Lebensweg, von der im allgemeinen wenig bekannt ist und die in der Tat auch die dunkelste Stelle in seinem Leben bildet. Und es ist eine lange Strecke, wie Sie sich selbst ausrechnen können. Als 22jähriger Mann ging Pestalozzi in den Aargau 1768 und liess sich dort unmittelbar, nachdem er sich mit Anna Schulthess von Zürich vermählt, auf dem Neuhof nieder; als 52jähriger Mann finden wir ihn 1798 in Stans und erst von hier an erhebt er sich rasch zu europäischem Ruhm. Dreissig lange Jahre liegen dazwischen, und diese werden wahrlich dadurch nicht ausgefüllt, dass er während derselben einmal ein Buch geschrieben, das Aufsehen erregte, eben Lienhard und Gertrud. In der Tatsache aber, dass P. nach der Stille des Neuhof so rasch sich zu europäischem Ruhm erhob, liegt der Fingerzeig: eben auf dem Neuhof hat sich Pestalozzi zu *dem* Pestalozzi entwickelt, wie er in leuchtendem Bilde vor uns steht.

Und in der Tat: mit diesem leuchtenden Bilde steht die Art, wie man Pestalozzi noch am Schluss des 18. Jahrhunderts selbst unter ihm Nahestehenden beurteilte, in grellstem Kontrast. Pestalozzi erzählt ein Freundesgespräch über ihn aus damaliger Zeit nach vertraulichen Mitteilungen; es geschah in offener Gesellschaft, noch nach Pestalozzis Aufenthalt in Stans.[1])

Der Erste sagte: Hast du gesehen, wie entsetzlich er aussieht?

Der Andere: Ja, der arme Narr dauert mich.

Der Erste: Mich auch; aber es ist ihm nicht zu helfen. Allemal wenn er einen Augenblick einen Lichtschein um sich wirft, dass man glaubt, er könne wirklich etwas, so ist's den Augenblick darauf wieder dunkel um ihn her und wenn man näher hinzukommt, so hat er nur sich selber verbrannt.

Der Andere: Hätte er es nur einmal ganz getan. Es ist ihm doch nicht zu helfen, bis er Asche ist.

Der Erste: Man muss, weiss Gott, das bald für ihn wünschen.

Gestatten Sie mir nun, Ihnen heute statt einer allgemeinen Biographie Pestalozzis oder einer Darstellung seiner pädagogischen Ideen, die mit Nutzen kaum in den Rahmen einer Stunde zusammenzudrängen wären, das Bild dieser drei Jahrzehnte aus Pestalozzis Leben, die er fast ausschliesslich auf dem Neuhof zugebracht hat, vorzuführen. Es geschieht dies meinerseits im Anschluss an einen Vortrag, den ich vor einer Reihe von Jahren gehalten,[2]) mit einigen Kürzungen und Ergänzungen, wie sie durch die Rücksicht auf die Zeit und durch seitherige Forschungen bedingt sind.

I.

Das Birrfeld, von dem Höhenzug der Habsburg und von der Reuss nach Nordwesten und Osten, nach Süden von dem scharfkantigen Kestenberg begrenzt,

---

[1]) In „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", Seyffarth, Pestalozzis sämmtliche Werke XI p. 103.

[2]) Jener Vortrag wurde 1881 in St. Gallen gehalten und in den „Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht" 1882 No. 17 ff. veröffentlicht.

an dessen jähem Ost-Abfall die altersgraue Burg Brunegg weit sichtbar ins Land hinausschaut, gehörte damals dem Gebiete der Republik Bern an und stand unter dem Hofmeisteramt von Königsfelden. Es war eine entlegene arme Gegend; ein bedeutender Teil des Areals jeweilen als Schafweide benützt. Hier, wo der Boden noch billig, oft bloss gegen Übernahme des darauf lastenden Grundzinses zu haben war, suchte Pestalozzi für seine praktische Wirksamkeit festen Fuss zu fassen. Er nahm zunächst in dem Dörfchen Müligen an der Reuss seinen Sitz, prüfte das Land, kaufte, tauschte aus, nicht immer zu seinem Nutzen; allmählich erwarb er sich östlich von Birr, am Abhang der Brunegg, ein ziemlich zusammenhängendes Gut, eben den Neuhof, und begann den Bau von Haus und Scheune. Seine Absicht war, Grapp- und Gemüsebau zu treiben — *Tschiffeli* selbst, der berühmte Landwirt, bei dem Pestalozzi seine Lehre durchgemacht, scheint ihm das geraten zu haben; ein zürcherisches Handelshaus gab die Fonds zu der Unternehmung; von Durchführung oder auch nur Anhandnahme einer unmittelbar auf Hebung des Volkswohls oder der Volksbildung gerichteten Tätigkeit war damals noch keine Rede; es galt, zunächst ihm selbst und seiner Familie eine sichere Existenz zu begründen. „Es ist den ganzen Tag," schreibt er seiner Anna, als diese noch Braut war,[1]) „mein einziger Gedanke, meine einzige Beschäftigung, mich ganz dem Berufe, den ich gewählt, tüchtig zu machen. Ich habe Ihnen nun den ganzen Plan meines Lebens vorgelegt. Finden Sie, dass ich richtig urteile, wenn ich sage, da ich alle meine Kräfte und allen meinen Verstand mit ganzem Eifer auf die sorgfältige Ausübung dieser zwei einfachen Landkulturen wenden werde, glaube ich gewiss zu sein, darin genugsamen Unterhalt für eine Familie zu finden? Ich und mein Lehrer glauben mehr in diesem Plan zu finden, wir glauben, dass die Simplizität des Plans die Richtigkeit des Urteils augenscheinlich macht, dass ich nämlich durch die Ausführung desselben nicht nur Unterhalt, sondern Aussichten, meine Familie durch mich selbst in glückliche Umstände zu setzen, gefunden habe." Und wenn es noch eines sichtbaren Beweises brauchte, dass Pestalozzi nicht zu gemeinnützigen Zwecken, sondern um sich hier zu einer in bescheidenen Grenzen behaglichen Privatexistenz aufzuschwingen, den Neuhof angelegt, so wäre dieser durch die Art seines Hausbaues erbracht, der im Stil einer italienischen Villa gehalten war.

Aber die Hoffnungen, die Pestalozzi an seine Unternehmung knüpfte, zeigten sich bald als eine Täuschung. Er hatte bei aller Billigkeit seine Landstücke zu teuer und am unrechten Orte gekauft; die Grappkultur gedieh nicht; der Hausbau verschlang unverhältnismässige Summen und musste, da das Handelshaus, das seine Gelder vorgestreckt, plötzlich mit seinen Zahlungen innehielt und das Verhältnis nicht ohne bedeutende Opfer löste, auf das Erdgeschoss beschränkt bleiben. Nun entschloss sich Pestalozzi, die Grappkultur aufzugeben,

[1]) Morf, z. Biographie Pestalozzis I p. 105.

eine Sennerei einzurichten und sich auf den Kleebau zu werfen; auch diese Unternehmung missriet. „Pestalozzi," heisst es in Briefen von Verwandten seiner Frau aus damaliger Zeit (1773), „hat ein schweres Joch auf sich, es fehlt ihm an Ordnung in allem; ein Bauer ist er nicht und ein Staatsgelehrter kann er nicht werden". Im Frühjahr 1775 versuchte er es nun mit der Baumwollspinnerei.[1])

Doch schon vorher hatte Pestalozzi nach einer andern Seite hin einen Ausweg gesucht; er begründete auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für arme Kinder. *Niederer*, Pestalozzis späterer Mitarbeiter, gibt den dieser Anstalt zu grunde liegenden Gedanken, wenn er sagt:[2]) „Es war im eigentlichen Sinne ein ökonomisch-pädagogischer Spekulationsversuch. Sein Landeigentum war kultivirbar, aber durchaus unangebaut und verwildert. Er wollte es durch Benutzung ungebrauchter, ebenso vernachlässigter und verwilderter menschlicher Kräfte anbauen und in Aufnahme bringen. Der Grundsatz, von dem er ausging, bestand, auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, darin, die einen durch die andern gegenseitig so zu benützen, dass der Mensch die Natur, die Natur hinwiederum den Menschen kultivire. Der Fabrikationserwerb und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte einerseits die Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, anderseits selbst wieder als Übungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt und so die physischen Bedürfnisse der Kinder mit den Forderungen der Fabrikation und des Handels, diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen Kräfte in Übereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemütes stützte sich das Unternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhilfe. Bettelkinder sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen und dabei die Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischen Vorteilen für den Unternehmer vergüten. Der Gedanke war neu, grossartig und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Zivilisation."

Zunächst ging Pestalozzi, wie es scheint, durchaus mit eigenen Mitteln vor. Er richtete im Anbau seiner Scheune einen eigenen Fabrikraum ein,[3]) verband mit der Baumwollspinnerei noch Färberei, Weberei und Druckerei, ja selbst den Vertrieb seiner Tücher, mit denen er in Person die Zurzacher und andere Messen besuchte. Aber teils erwies sich die Idee, eine solche Anstalt sei imstande, sich selbst zu unterhalten und er sei der Mann dazu, Erzieher, Fabrikant und Handelsmann in einer Person zu sein, als eine Selbsttäuschung, teils hatte gerade seine häufige Abwesenheit in Handelsgeschäften die schlimmsten Folgen für Erziehung und Fabrikation, kurz Pestalozzi musste, um nicht den jähen Ruin herbeizuführen, dem Rate seiner Freunde folgen und sich auf die Spinnerei beschränken; aber auch, um nur die Existenz der Anstalt zu fristen, das

---

[1]) Mörikofer, schweiz. Literatur des 18. Jahrhunderts p. 407.

[2]) Pestalozziblätter 1880, p. 21.

[3]) Pestalozziblätter 1882, p. 85.

Publikum um Geldbeiträge angehen und weitere Kreise dafür interessiren. Es geschah das schon zu Ende des Jahres 1775; die Anstalt zählte damals 20 Kinder. „Pestalozzi gab nun," so erzählt ein sehr kritisch urteilender Beobachter,[1]) „einen weitläufigen, durch seine beredte Darstellung hinreissenden Plan dieser Anstalt im Drucke heraus, wodurch er, vermittelst einer zinslosen Geldenthebung auf gewisse Jahre, bei seinen Freunden die zu diesem Institut nötigen Fonds sammelte. Für Zürich machte Pestalozzi mich zum Sammler. Ich erhielt einen ziemlich bedeutenden Beitrag auf mehrere Jahre. Ratsschreiber *Iselin* in Basel erwies sich in jener Stadt als vorzüglicher Beförderer und Gönner dieser Anstalt. *Sarasin* und viele andere reiche Basler opferten beträchtlich für diesen Zweck. In Bern wurden die Herren *von Grafenried von Burgistein* und Junker *Effinger*, Herr zu Wildegg, ganz von Pestalozzis Idee belebt. Sie hielten diese Privatanstalt der Aufmerksamkeit ihres Staates würdig, und wirklich begünstigte der Stand Bern Pestalozzis Anstalt durch verschiedene mittelbare Beiträge und liess Kinder aus verschiedenen Ämtern dahin versorgen. Ein paar Jahre ging die Sache gut. Trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in *Iselins* Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden." — Die jährlichen wohltätigen Subventionen beliefen sich nach Pestalozzis eigener Aussage[2]) auf 60 Louisdor oder 1500 Franken. Die Weberei scheint bald wieder aufgenommen, vielleicht nie gänzlich unterbrochen worden zu sein. Im Februar 1778 zählte die Anstalt 37 Kinder, an Angestellten 1 Haushälterin, 1 Webermeister, 2 gelernte Weber, 1 Spinnermeisterin, 2 erwachsene Spinner, 1 Mann, der neben dem Spulen die Anfänge des Lesens und Buchstabirens besorgte, 2 Knechte, 2 Mägde fast ganz für den Landbau, also 12 Personen ausser Pestalozzis eigener Familie. Sei es nun, dass schon dieses Missverhältnis der Zahl der besoldeten Angestellten zu den Mitteln und der Grösse der Anstalt für deren Ruin hinreichte, sei es, dass noch eine erneute Zersplitterung von Pestalozzis Tätigkeit auf Handelsunternehmungen hinzukam, im Jahr 1780 brach die Anstalt rettungslos zusammen. „Mein Versuch," erzählt er selbst,[3]) „scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschwinglichen Schulden und der grössere Teil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in einem Augenblicke in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm."

Das ist der Ausgang der Anstalt auf dem Neuhof. Man wird finden, er war nicht unverschuldet und nicht unerwartet; so konnte nur ein Pestalozzi wirtschaften, und wenn über etwas Verwunderung stattfinden mag, so ist es höchstens darüber, dass dieser Zusammenbruch nicht schon vor 1780 erfolgte.

Und doch ist diese Anstalt das Samenkorn, aus dem Pestalozzis ganze spätere Lebensrichtung und Bedeutung hervorging.

---

[1]) Pfr. R. Schinz v. Zürich (1745—1790.) Pestalozzibl. 1881, p. 44/45.

[2]) Pestalozzis sämtl. Werke hgg. v. Seyffarth VIII p. 318.

[3]) Pestalozzis Schwanengesang, Seyffarth a. a. O. XIV. p. 211/212.

So unbeholfen die Verwirklichung ausfiel, der Anstalt lag ein grosses, neues Prinzip zu grunde: das, dass die Hebung der Armut auf dem Wege der Selbsthilfe versucht werden müsse und der Glaube, der auch durch das Misslingen nicht erschüttert ward, dass einzig auf diesem Wege eine wirkliche und umfassende Hebung der Armut möglich sei.

Durch Anstrengung und Betätigung der Kräfte der Armen können sie sich selbst die Existenzmittel verschaffen, gewinnen dadurch Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen und damit die Basis auch ihrer sittlichen Hebung.

Das aber ist nur möglich, wenn der Arme in der Armut, in den anspruchslosesten Verhältnissen und durch die Armut, d. h. durch die Inanspruchnahme seiner eigenen Kraft im Ringen um die Existenz erzogen wird.

Es ist nur möglich, wenn alle Anstrengung darauf gerichtet wird, die Existenzbedingungen möglichst zu vereinfachen, den Unterricht mit der Arbeit zu verbinden, den Armen zu gewöhnen, auf mehrerlei Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit gespannt zu erhalten und so die Zeit durch mechanische Betätigung in der Handarbeit und begleitende Kopfarbeit doppelt auszunutzen.

Es ist nur möglich, wenn der, der diese Erziehung leitet, mit den Armen in ihren Verhältnissen lebt, um der Armen willen selber die Armut mitträgt, d. h. wie Pestalozzi nach seiner eigenen Aussage, „mit den armen Kindern wie ein Bettler lebt, um sie wie Menschen leben zu machen.“[1])

Es ist aber nicht nur möglich, sondern der Erfolg ist ein sicherer, wenn es gelänge, die Anstalt so zu vollendeter Organisation zu bringen, dass ihre Glieder ihr nicht bei grösserer Erwerbsfähigkeit untreu würden, sondern in derselben noch einige Jahre blieben, so dass dann die grössere Tätigkeit und Erwerbsfähigkeit der Vorgerückten dem Ganzen zugute käme.

Diesen Gedanken der Organisation der Arbeit für die Armenerziehung hat Pestalozzi als Ideal, zur Zeit, als seine Anstalt zu gedeihen schien, 1777, mit voller Klarheit ausgesprochen und seine in den Ephemeriden der Menschheit veröffentlichten Briefe an Hrn *N. E. v. Tscharner*[2]) „über die Erziehung der armen Landjugend“[3]) mit den Worten geschlossen: „Mein edler Herr! Lassen Sie mich jetzt noch ein Wort![4]) nicht weiter zu enthüllen und abzuwägen Steine des Anstosses, die in jedem für die Menschheit wichtigen Plane daliegen; wenn ihrer noch mehr wären und der Schatten meiner übrigen Kräfte noch kleiner, so strebte doch mein letzter Atem nach diesem Ziele zu lebhaft; ihm voreilend lehrte mich die Erfahrung, dass für mich nur ein langsamer und mühevoller Weg dahin führt. Aber wenn er auch noch langsamer, noch mühe-

[1]) Mörikofer a. a. O. p. 409.

[2]) Derselbe hatte früher in den Ephemeriden „Briefe über Armenanstalten auf dem Lande“ veröffentlicht.

[3]) Seyffarth a. a. O. VIII. p. 257 ff.

[4]) Genau nach dem Original.

voller wäre, so sehnet sich doch meine Seele ihn zu gehen, und mein Leben diesem Endzweck zu widmen. Edler Herr! es ist unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen zu sehen, ihre Hände zum Fleiss zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Tränen der betenden Unschuld im Angesichte geliebter Kinder zu sehen und ferne Hoffnungen von Tugendempfindung und Sitten im verworfenen verlornen Geschlechte. Unaussprechliche Wonne und Segen ist es, den Menschen, das Ebenbild des allmächtigen Schöpfers, in so verschiedenen Gestaltungen und Gaben aufwachsen zu sehen, und dann vielleicht etwann, wo es niemand erwartete, im elenden verlassenen Sohne des letzten Taglöhners Grösse und Genie finden und retten. Doch ich verliere mich in schwärmerischem Empfinden dessen was möglich; aber ich schweige, dass mein Tun meine Empfindung nicht allzu sehr beschäme. Möchte ich einst dem schönen Ziel dieser Endzwecke näher kommen und ganz von den Folgen meiner grossen ersten Fehler in diesem Plan entledigt, denselben in seiner ganzen möglichen Schönheit ausgeführt erleben, wie würden mir alle Verluste, alle Aufopferungen und alles Leiden Freude werden!"

Wir sehen, Pestalozzi hat in seiner Betätigung für Armenerziehung nicht bloss eine momentane Beschäftigung, er hat durch dieselbe in bestimmten Umrissen ein Lebensideal gefunden: das Streben nach Veredlung der Menschheit, und zwar in erster Linie auf dem Wege menschenwürdiger Erziehung des verwahrlosten Volkes!

II.

Die Auflösung der Armenanstalt war für Pestalozzi gleichbedeutend mit dem Scheitern seiner Pläne auf ein irgendwie befriedigendes Wirken, ja teilweise sogar mit dem Ruin seines häuslichen Glücks. Die Situation schildert Pestalozzis Jugendkamerad[1]) kurz und bündig: „Er war in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens gekommen, dass er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilf und Unterstützung seiner Freunde vor Verzweiflung und gänzlichem Untergang zu retten war. Er war in der dringendsten Not und hatte gar oft in seinem sonst anmutigen Landhause weder Geld noch Brot noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Dazu kam noch eine traurige, langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von innen und aussen." Durch ein Akkommodement auf 36 %[2]) und dadurch, dass Pestalozzis Verwandte ihm einen Teil des Neuhofs abkauften,[3]) damit die drängendsten Schuldner befriedigt werden konnten, ward wenigstens das Schlimmste

[1]) Schinz, Pestalozzibl. 1882 p. 45.
[2]) Mörikofer a. a. O. p. 407.
[3]) Pestalozzibl. 1882, p. 87.

verhütet. Aber was sollte jetzt geschehen? Von dem Besitz und der Nutzniessung des Neuhofs, welchen noch 20 Jahre später Frau Pestalozzi als einen Schlund schilderte, der mehr koste als eintrage,[1]) konnte er doch mit Frau und Kind nicht leben. Auf den Rat seiner Freunde, namentlich des Ratsschreibers Iselin, wandte er sich zur Schriftstellerei. Wer auch immer zuerst diesen Gedanken geweckt, es sind die Basler, die ihm die Ausführung ermöglicht. Pestalozzi machte sich 1780 an die Lösung einer von der Basler Aufmunterungsgesellschaft ausgeschriebenen, nationalökonomischen Preisaufgabe, und im nämlichen Jahre erschien in „Iselins Ephemeriden" aus Pestalozzis Feder die „Abendstunde eines Einsiedlers". Es ist für Pestalozzis damalige Lage charakteristisch, dass er nach seinem eigenen Bekenntnis, welches durch noch vorhandene Reliquien bestätigt wird, seine ersten Schriften, um nicht Papier kaufen zu müssen, zwischen die Linien alter, überschriebener Rechnungsbücher und zusammengestochener Conti hineinschrieb.[2])

Es scheint, dass auch die Entstehung von „Lienhard und Gertrud" direkt auf Iselins Anregung zurückgeht, und nicht, wie er es vierzig Jahre später dargestellt hat, auf die Pestalozzi befreundeten Zürcher, den Maler und Buchhändler *Füssli*.[3])

Durch „Lienhard und Gertrud" wurde Pestalozzi für den Augenblick aus seiner bedrängten Lage emporgehoben. Mehr noch; der Ruhm als Volksschriftsteller, den ihm die ersten Teile dieses Werkes erwarben, schien ihm eine neue und glänzende Wirksamkeit und damit zugleich aufs neue die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft zu eröffnen. Dass bei Pestalozzi für seine literarische Tätigkeit auch die Sorge für eine unabhängige Existenz mitwirkte, und in welcher Begrenzung, das hat er noch 1793 in einem Brief an seinen Freund *Fellenberg* ausgesprochen.[4]) „Um meine Arbeit zu vereinfachen, schreibe ich Bögen und werfe sie weg für wenige Zeilen, die ich benutze. Es ist unglaublich, wie bei mir jede einfach leuchtende Stelle ein Resultat mühsamer und schwerfälliger Arbeit ist. So werde ich nicht bezahlt; doch gottlob ich habe mich nie erniedrigt, ein Wort stehen zu lassen, weil es bezahlt wird; aber gewiss meine Manier ist für die wirtschaftlichen Vorteile meines Berufs die schlechteste. Indes hoffe ich einst, wenn ich genug aufgeopfert und standhaft die Einfalt behauptet, die mir die geldliebenden Kommilitonen des Handwerks nie nachahmen werden, so werde ich nach Jahren durch eine komplete Sammlung meiner zur möglichsten Vervollkommnung gebrachten Schriften doch eine kleine Fortüne machen können."

---

[1]) Korrespondenzbl. des Archivs der schweizer. perm. Schulausstellung in Zürich 1878 No. IV p. 10.

[2]) Pestalozzis Schweizerblatt, Seyffarth a. a. O. VII, p. 243.

[3]) Vgl. die Jubiläumsausgabe von „Lienhard und Gertrud" I. II., p. 463 ff.

[4]) Hch. Pestalozzis unedirte Briefe und letzte Schicksale. Bern 1834. p. 8.

Die Periode von 1780—1798 ist demgemäss die Periode der publizistischen Tätigkeit Pestalozzis, eine Periode voller guten Willens, aber fügen wir gleich hinzu, eines im schlimmen Sinne fortlaufenden Beifalls. Dem ersten Teile von „Lienhard und Gertrud“ folgte 1782 sein zweites Volksbuch „Christof und Else“, eine Erklärung zu „Lienhard und Gertrud“, die auf Grund der Erzählung mehr prinzipielle Darlegung der Ideen bieten will. „Dieses Buch,“ sagt Pestalozzi selbst in der Vorrede von 1824, „ist dem Volke gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre.“ Im gleichen Jahre gab er eine Wochenschrift heraus: „Ein Schweizerblatt“, die zwei ordentliche Bände füllt; es blieb bei dem einzigen Jahrgang. 1783 erschien der zweite, 1785 der dritte, 1787 der vierte Band von „Lienhard und Gertrud“. Pestalozzi hat in seinem Briefwechsel mit dem Minister Grafen *Zinzendorf* in Wien[1]) schon 1785 über den Misserfolg des zweiten und dritten Teils sich ungeschminkt geäussert: „Der zweite und dritte Teil ist gar nicht so allgemein gelesen worden und hat ebensowenig einen so lauten Beifall erhalten als der erste. Es mag sein, dass sie wirklich schlechter geschrieben, aber dann ist auch gewiss, dass die Art von Wahrheiten, welche darin gesagt werden, nicht vollends nur diejenigen Empfindungen rege gemacht, welche ich im ersten Teil mit Absicht allein rege zu machen für gut gefunden. Wir sind auch in der Schweiz noch nicht da, Wahrheiten, die die Prätensionen und kleinen Eitelkeiten unserer höhern Stände zu stossen scheinen, mit dem gleichen frohen Wohlwollen aufzunehmen, als diejenigen Wahrheiten, die nur der niedersten Stände ihre Prätensionen und Eitelkeiten stossen. Das habe ich sehr erfahren, und ich glaube wirklich, es ist mehr der Neuheit meines Gegenstandes als der eigentlichen Teilnehmung an den Endzwecken des Verfassers zuzuschreiben, dass der erste Teil des Buchs mit so unterscheidender Auszeichnung in hiesigen Gegenden aufgenommen worden — von dieser Seite konnten die folgenden Teile unmöglich den gleichen Reiz haben; was aber allein einen realen Eindruck des Buches bescheinen konnte, wären Tathandlungen und Versuche, irgend einige Wahrheiten desselben in Ausführung zu bringen, davon aber habe ich nicht die geringste Spur — wohl aber hat man mir dafür von Bern aus eine grosse, goldene Schaumünze mit der Aufschrift: *civi optimo* (zu deutsch: „dem trefflichen Bürger“) zugesandt, aber Erfahrung lehrt mich das Wort übersetzen: „dem unbrauchbaren Bürger für sein unbrauchbares Buch“. Und am 17. Januar 1788 schreibt er über den vierten Teil: „In meinem Vaterland, gnädiger Herr, haben einige Geschäftsmänner und Magistraten meinen vierten Teil vorzüglich gelobt; die Leserwelt fand ihn von p. 164 an langweilig; die meisten unserer Gelehrten finden meine Philosophie, die der ihren nicht gleich ist, falsch; ihrer viele heissen sie derb und geben ihr den Namen Korporals-

[1]) Dittes Pädagogium 1881 (Mai- und Juniheft).

Philosophie, da ich sie doch auch Lieutenants-Philosophie hiess; viele gute Schweizerbürger, die ohne Volkskenntnis von Volksfreiheit träumen, finden Arner und seine Grundsätze despotisch; keine von den zwei Parteien unserer Geistlichkeit, die philosophische nicht und nicht die orthodoxe, ist mit mir ganz zufrieden; das Routinevolk aller Art sagt, ich träume, einige ehrliche Leute sagen, dass sie mich hie und da nicht verstehen, und meine Freunde machen mir Einwendungen, die meine Begriffe berichtigen; bis jetzt aber ist mir noch keine einzige Rezension dieses vierten Teils zu Gesicht gekommen." In Tat und Wahrheit sind der dritte und vierte Teil von „Lienhard und Gertrud" nahezu verschollen und haben auf die geistige Entwicklung der Zeitgenossen bis zur Gegenwart sozusagen keinen Einfluss gehabt; eine Umarbeitung von „Lienhard und Gertrud" in den Neunzigerjahren hat endlich so geringen Beifall gefunden, dass Pestalozzi selbst in den spätern Ausgaben wieder auf den ursprünglichen Text zurückgriff.

So ging es Pestalozzi mit seinen Volksbüchern. Nicht viel besser war der Erfolg, als er auf andern Gebieten seine Feder versuchte. Die umfangreiche Schrift „Über Gesetzgebung und Kindermord" scheint bei den Zeitgenossen wenig Eindruck hervorgebracht zu haben. Als er in den Neunzigerjahren angesichts der grossen Weltereignisse sich der Besprechung politischer Fragen zuwandte, und z. B. im Februar 1793 ein grösseres Manuskript, betitelt: „Ja oder Nein, Äusserungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen von einem freien Mann" abschloss, brachte es wohl schon der Inhalt, vielleicht auch Fichtes Rat[1]) mit sich, dass er dasselbe ungedruckt in sein Pult barg; erst vor zwei Jahrzehnten ist es der Leserwelt unter verändertem Titel zugänglich geworden,[2]) ähnlich wie die politischen und nationalökonomischen Gutachten, die er anlässlich der Begebenheiten im Kanton Zürich, des Stäfner Aufstandes und der vor 1798 sich neu entwickelnden Gährung in den zürcherischen Seegemeinden entwarf.[3])

Das einzige Buch, mit dem Pestalozzi einigermassen den Geschmack seiner Zeit getroffen und das daher einige Jahre später eine zweite Auflage erlebte, sind seine „Fabeln", oder wie sie in der ersten Auflage heissen: „Figuren zu meinem ABC-Buch".

Aber die schlimmste Erfahrung machte Pestalozzi mit dem Werke, dessen Plan er anderthalb Jahrzehnte in sich herumtrug, in welchem er den ganzen Inhalt seines Denkens über Menschenwesen und Menschenwohl zusammenfasste und an dem er „drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit" schrieb. Es ist das ein Versuch, seine Ideen in philosophischer Darstellung zu begründen und auszuführen; das Buch erschien 1797 unter dem Titel: „Meine Nachforschungen

---

[1]) „Über die Ursachen der französ. Revolution". Seyffarth a. a. O. XVI, p. 317 ff.

[2]) Pestalozzibl. 1891 p. 26/27.

[3]) Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, p. 765 ff.

über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts". Es ist durchdrungen von der Wehmut, teilweise auch der Verbitterung eines nutzlosen Daseins. Schon im Vorwort legt er davon Zeugnis ab. „Zwei Männer in einem Lande suchten Wahrheit fürs Volk. Der Eine, hochgeboren, durchwachte seine Nächte und opferte seine Tage, dem Lande, in dem er herrschte, Gutes zu tun. Er erreichte sein Ziel . . . . Der Andere ein Müdling, erreichte sein Ziel nicht; jede seiner Bemühungen scheiterte. — Er diente seinem Lande nicht — Unglück, Leiden und Irrtum bogen sein Haupt; sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft und seinem Dasein jeden Einfluss. Die Edeln im Land kennen ihn nicht, und das Volk spottet seiner." Und wenn er im Verlauf der Darstellung seine Zeitgenossen bittet, seiner Offenheit doch wenigstens ihre Aufmerksamkeit, seinem Irrtum ihre Widerlegung zu gönnen, d. h. ihn zum mindesten nicht totzuschweigen, so gesteht die Anmerkung der Gesamtausgabe: „Diese Bitte ist nicht erhört worden. Es hat beinahe niemand von dem Dasein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publikum erschienen, Notiz genommen."

Das ist das Ende von Pestalozzis Bestrebungen, als Literat sich eine befriedigende Wirksamkeit zu verschaffen. In ihrem Anfang steht das Bekenntnis,[1]) dass seine Freunde ihn zu einer Schriftstellerei für das Publikum um des Broterwerbs willen beredet und ihn „trotz allem, was sich in meinem Herzen darüber empörte, dahin lenkten, dass ich mich überwand, so zu schreiben, — wie ich damals auch Perrücken gestrehlt haben würde, wenn ich damit Hilfe und Trost für mein Weib uud Kind hätte finden können," und am Schluss macht er seinem gepressten Gemüt in der ersten seiner „Fabeln", betitelt: „Ein Menschenmaler", Luft:

„Er stand da, sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan, uns unsere Schuhe zu flicken! Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig als malen zu lernen."

III.

Dass damit aber nicht zu viel gesagt ist, dass Pestalozzi die ganze Zeit seit Auflösung seiner Armenanstalt in immer steigendem Masse den Drang in sich fühlte, von der Theorie zur Praxis, von der Schriftstellerei zur Tat überzugehen, dass er sich jedoch allenthalben ignorirt und zurückgestossen sah, das ist eine mit reichlichen Belegen darzutuende Tatsache, und hierin liegt nicht zu geringem Teil Pestalozzis Martyrium während dieses Zeitraums.

---

[1]) Pestalozzis Schweizerblatt 1782; Seyffarth a. a. O. VII, p. 243.

Sein eigenes Vaterland hatte freilich in den festgetretenen kleinstaatlichen Geleisen, in denen sich alle Verhältnisse bewegten, für einen so unruhigen und noch in voller Gährung begriffenen Kopf keine Lebensstellung. „Im Ernst," schrieb Pestalozzi 1785 an Zinzendorf, „ich bin, ob ich wohl mehrere erlauchte Regenten zu Freunden habe, auch noch nicht für das Geringste, nicht einmal für die Einrichtung einer Schule zu Rate gezogen worden, ausgenommen das vorige Jahr, da *Lavater* uns Verbesserungen in der Konsistorialgesetzgebung vorschlug, da forderte der zürcherische Ratsherr *Bürkli* mich auf, den Gegenstand zu behandeln; ich tat's, aber er fand die Grundsätze meines Memoire zu weitgreifend für einen *deux cent* oder Grossen Burgerrat!"[1])

So wandten sich denn Pestalozzis Gedanken sehr bald der Hoffnung zu, im Ausland, unter einem aufgeklärten Herrscher, Gelegenheit und Berufung zu finden, an die Verwirklichung des Menschenwohls praktisch Hand anzulegen. Und wo hätte sich dazu leichter die Möglichkeit darbieten sollen, als bei dem habsburgisch-lothringischen Fürstenhaus, bei Kaiser *Joseph II.* oder bei Grossherzog *Leopold* von Toskana.

Schon in den letzten Jahren der Armenanstalt, seit 1778, hatte Pestalozzi Auswanderungsgedanken gehabt; vorübergehend dachte er auch an Berlin. 1781 gibt er in seinen Briefen an Iselin diesen Wünschen erneuten dringenden Ausdruck. Die Sehnsucht, wieder zu einer praktischen Tätigkeit zu gelangen, oder wenigstens für sein literarisches Wirken einen zentralen Ausgangspunkt zu gewinnen, lässt ihn nun bestimmt an Wien denken, und sie ist so stark, dass sie Pestalozzi auf den Gedanken bringt, sich in dramatischer Dichtung versuchen zu wollen und dafür ein historisches Sujet aufzuspüren, „das in die gegenwärtigen Gesichtspunkte der österreichischen Regierung einschlägt und theatralischer Bearbeitung fähig ist."[2]) 1782 tat Pestalozzi weitere Schritte, und zwar durch Vermittlung der am Wienerhof hoch angesehenen Freimaurerei und deren jüngster Abzweigung, des Illuminatenordens, dem Pestalozzi sich mit hoher Begeisterung angeschlossen. Aber ein Memoire, das er zu diesem Zweck vertrauten Ordensbrüdern mitgeteilt, wird von ihnen zwar inhaltlich als in Josefs Plane hinein passend, aber formell als für Wien und Josefs Tron nicht neu, nicht anziehend, nicht detaillirt genug bezeichnet; „das Memoire," schreibt ein zweiter, offenbar hochstehender Ordensbruder, „scheint mir bei weitem nicht Ordnung, Vollständigkeit, Deutlichkeit und Nachdruck genug zu haben, als dass man hoffen könnte, den gewünschten Eindruck zu machen. Der Kaiser ist zu sehr an wohlzusammenhängenden Vortrag gewöhnt. Wenn Herr Pestalozzi, wie mir der Aufsatz zu beweisen scheint, im Französischen

---

[1]) Der Rat der Zweihundert („Räth und Burger"), die gesetzgebende Behörde von Zürich.

[2]) Briefe Pestalozzis an Iselin (hgg. v. J. Keller in Kehrs pädag. Monatsblättern, 13. Jahrgang). Vgl. Pestalozzibl. 1885, p. 44 ff.

geübter ist als im Deutschen, so wär's fast besser, er setzte seine Gedanken französisch auf und liesse sie durch einen Sach- und Sprachkundigen ins Deutsche übersetzen." [1])

Dieser erste Versuch war also misslungen. Aber schon im März 1783 sehen wir Pestalozzi im Briefwechsel mit dem Grafen *von Zinzendorf* in Wien, der, unter Josef II. die Präsidentschaft des Reichs-Rechnungshofes und andere hohe Stellungen bekleidend, eine der angesehensten Autoritäten in finanziellen und nationalökonomischen Angelegenheiten war; Pestalozzi selbst hatte die Verbindung durch Übersendung seiner Schriften angeknüpft. Diese Briefe zeigen, wie Pestalozzi schon von der ersten Hälfte der Achtzigerjahre an sich ernstlich bemüht hat, das ihm in der Heimat vorenthaltene praktische Arbeitsfeld in Österreich zu gewinnen, und wie selbst die peinliche Kühlheit, die Zinzendorf diesen Andeutungen entgegensetzt, Pestalozzi nicht hindert, mit steigender Unzweideutigkeit diese Wünsche hervortreten zu lassen. 1787 lässt er „Lienhard und Gertrud" auch dem Grossherzog von Toskana überreichen und benützte alsdann die von diesem erhaltene Erlaubnis, ihm immediat schreiben zu dürfen. Noch mehr wuchsen seine Hoffnungen, als nach Josefs frühem Tod Leopold von Toskana 1790 als Kaiser Leopold II. in den Erblanden und im deutschen Reiche nachfolgte. Pestalozzi übersandte Zinzendorf zu dessen Handen zunächst ein politisches Memoire, indem er sich gegen das Aufenthaltsrecht der protestantischen Bündnerfamilien im Veltlin aussprach, und trotzdem dasselbe erfolglos blieb, nur zwei Monate später einen eingehenden Aufsatz über die „Verbindung der Berufsbildung mit den Volksschulen"; in dem Begleitschreiben an Zinzendorf spricht er sich über seine Herzensangelegenheit ganz offen aus: „In Absicht auf den gegenwärtigen Gegenstand, den ich als die Sache der Menschheit ansehe, glaube ich Euer Excellenz nicht verhehlen zu dürfen, dass ich von Herzen wünsche, Seiner Majestät meine geringen und schwachen, aber ehrfurchtsvollen und getreuen Dienste in tiefster Untertänigkeit anbieten zu dürfen. Meine Pflicht ist ebenfalls, beizufügen, dass ich mich zwar selbst unfähig achte, meinen Vorschlag in allen seinen Teilen auszuführen; ich bin hingegen überzeugt, dass, wenn Seine Majestät die Ausführung eines solchen Probversuches zu genehmigen belieben würden, ich in denjenigen Teilen der Sache, zu denen ich persönlich nicht fähig, Hilfe finden würde. Indem ich meine Vorschläge als die Angelegenheit der Menschheit der erleuchteten Prüfung Euerer Excellenz mit Ehrerbietung unterwerfe, empfinde ich das Unschickliche, dieselbe Ihnen als m e i n e Angelegenheit zu empfehlen; dennoch wage ich es, Ihrer edelmütigen Gewogenheit gegen mich versichert, zu äussern, dass die Sehnsucht, in diesem Gegenstand praktische Dienste leisten zu können, alle Wünsche meines Lebens verschlingt und dass ich keine Laufbahn zu schwer und keine zu niedrig achten werde, die mir zu Erzielung von Aussichten, die ich durch eine vollendete

[1]) Pestalozziblätter 1885, p. 19.

Prüfung der Grundsätze der Berufsbildung des Volks erreichbar sehe, Wege bahnen werden."

Aber weder das Memoire noch dieses demütigende Selbstangebot führten zum Ziel. Kaiser Leopold, wenn er auch das Memoire zu lesen bekam, war viel zu sehr in die Schwierigkeiten der äussern Politik verwickelt, als dass er mit solchen Projekten sich eingehend hätte beschäftigen können, und schon am 1. März 1792 starb er; noch in seinen letzten Tagen soll er von Pestalozzi als einem „guten Abbé St. Pierre" geredet haben.[1]) Und Zinzendorf, den sich Pestalozzi aus der Ferne zu einem potenzierten *Arner* heraufidealisirt hatte, scheint des ungestümen Bittstellers müde geworden zu sein; es ist nicht einmal von einer Antwort seinerseits mehr die Rede; die Korrespondenz bricht 1790 völlig ab.

Es wäre nicht unmöglich, dass eben dieses Misslingen Pestalozzi veranlasst hätte, seine Blicke nunmehr nach Westen zu wenden und das eben damals den furchtbarsten innern Umwälzungen entgegengehende Frankreich auf die Möglichkeit hin zu sondiren, ihm einen praktischen Wirkungskreis zu bieten. Auffällig ist nicht nur, wie Pestalozzi sich zu jener Zeit schriftstellerisch mit der Kulturbedeutung der französischen Revolution beschäftigt; die Tatsache, dass schon ehe dies, soweit uns bekannt, von seiner Seite geschah, die Nationalversammlung ihm am 26. August 1792 auf Antrag des Girondisten Guadet mit *Schiller*, *Klopstock*, *Campe* das französische Bürgerrecht verlieh, lässt sich fast nicht anders erklären, als dass Pestalozzi wirklich nach dieser Seite hin eine Anknüpfung von Beziehungen versuchte. Tatsächlich hat Pestalozzi 1793 eine zeitlang ernstlich gedacht, persönlich in Frankreich, resp. in Paris seinen Aufenthalt zu nehmen. So schreibt er damals einer Nichte, die ihm ihre Angst über diesen Plan brieflich kundgegeben: „In der Sach selber sei ruhig, es ist jetzt nicht wahrscheinlich, dass ich nach Frankreich gehe, und wenn ich früher oder später gehen würde, so würde ich mich keineswegs in die Stürme der Politik hineinwagen, sondern ruhig einige Monate schriftstellerischen Endzwecken hinter meinem Pult abwarten, und alsdann in einen stillen Winkel zur Ausarbeitung dieses Endzweckes hineilen. Aber noch einmal: auch nur dieses ist jetzt nicht wahrscheinlich. Was machst du, Liebe? lerne vollkommen französisch; du musst mir dann einst, wann du gerne willst, etwas übersetzen."[2]) Zu Pestalozzis Glück endete auch dieses Projekt ohne jeden praktischen Erfolg, und ein Versuch, durch Lavaters Empfehlung und Baggesens Vermittlung in Dänemark Anstellung zu erhalten (Ende 1793), erschien wohl ihm selber zu gewagt.[3]) Aber jedenfalls zeigt dieses, durch ein volles Jahrzehnt sich hindurchziehende fieberhafte Streben, wo es auch sei, ein praktisches Arbeitfeld

---

[1]) Pestalozziblätter 1891, p. 25.

[2]) ib. 1885, p. 106.

[3]) ib. 1882, p. 27/30. 1891, 21. 27.

zu gewinnen, dass es keine Übertreibung ist, wenn Pestalozzi, als er nachher 1798 in seiner Heimat, im Waisenhaus zu Stans, das Gewünschte findet, dazu bemerkt: „Ich ging gern. Mein Eifer, einmal an den grossen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen;“ wenn er von Stans aus, Gegenwart und Vergangenheit vergleichend, seiner Freundin *von Hallwyl* schrieb [1]): „Es geht, es geht in allen Teilen, ich lösche die Schande meines Lebens aus, die Tugend meiner Jugend erneuert sich wieder; wie ein Mensch, der Tage lang im Moder und Kot bis an den Hals versunken seinen Tod nahe sieht, und die Vollendung seiner dringendsten Reife vereitelt sieht, also lebte ich Jahre, viele Jahre in der Verzweiflung und im Rasen meines unbeschreiblichen Elends; ich hätte der ganzen Welt, die um mich her stand und mich also sah, nur ins Gesicht speien mögen; woran konnte ich mich mehr halten? Aber jetzt sehe und fühle ich mich wieder ausser meinem Kot, ich sehe und fühle mein Schicksal mit dem Schicksal anderer Menschen gleich, bin auch selbst wieder ein Mensch und versöhne mich so gern mit meinem Geschlecht und selbst mit denen, die unermüdet waren, Wasser in die Grube meines Elends zu leiten. Zerbrechet den Becher meines Elendes und trinket mit einem Menschenglas auf meine Errettung, auf mein Werk, auf meine Besserung.“

IV.

Ich hätte das Martyrium Pestalozzis auf dem Neuhof nicht vollständig beschrieben, wenn ich nicht auch seiner Familienverhältnisse in Kürze gedächte.

Pestalozzi hatte in seiner Anna eine Frau geheiratet, die schön und reich, in gebildetem Umgang aufgewachsen, eines vollen Lebensglückes würdig war. Innigste Liebe verband die beiden Gatten mit einander und schon früher, wenn Pestalozzi ob des Misslingens seiner Pläne in düstere Schwermut versank, war sie sein tröstender Engel gewesen. Und welch' ein Schicksal hatte er nun mit all seinen hochfliegenden Plänen dieser Frau bereitet, die ihm ihr Lebensglück anvertraut hatte. Fern von der Stadt und allen Genüssen der Bildung, in bitterer Not, ihre eignen Aussichten auf Erbhoffnungen ihm opfernd, im Gewühl seiner Bettelkinder und in der unverbesserlichen Unordentlichkeit seiner Lebensweise sich überanstrengend und kränklich geworden — so stand sie allein auf ihn angewiesen, und gerade dass sie duldete ohne zu klagen, drückte den Stachel nur tiefer in sein zartfühlendes Herz. Es ist aus blutender Seele geschrieben, wenn Pestalozzi 1783 in seinem Nachruf an *Iselin*, der ihm nach dem Zusammenbruch der Armenanstalt die Wege der Schriftstellerlaufbahn geebnet, sagt: „Ha, das Weib, das hierin seines Gleichen nicht hat, das Weib, das mich

[1]) Pestalozziblätter 1880, p. 42.

da auch innig liebte, als es mich nicht mehr kannte, das Weib, das sich mir noch opferte, als mein Tun jetzt endlich auch ihm Unsinn und rasende Torheit schien, das Weib, das standhaft im Elend und an den Grenzen des Todes mir treu blieb, und im Jammer ihrer Sorgen und niedergedrückt von unsäglichen Lasten, überall entkräftet und mutlos, doch immer noch Mut zeigte für mich, — dieses Weib dankt dir, Iselin, ihren geretteten Mann und die Stunden der Ruhe, die nach langen, ausgeharrten, verzweiflungsvollen Jahren endlich erschienen" — um, fügen wir hinzu, nach kurzer Freude wieder einem Leben der Enttäuschung und der Unbefriedigtheit auf viele Jahre hinaus zu weichen. Dieser Eindruck, dass seine Frau ihm das Glück ihres Lebens aufgeopfert, hat Pestalozzi nie mehr verlassen. Er ist die Ursache, warum Pestalozzi auch in den Tagen des spätern Glücks in fast kindlich zarter Scheu zu seiner Frau wie zu einer Heiligen aufschaute, und noch nach ihrem Tod ist es vor allem dieser Eindruck, der nachzittert. „Auch sie liegt in der ewigen Wohnung des Friedens, sie, die mit mir die Last des Leidens ein halbes Jahrhundert hindurch getragen und um meiner Fehler und Schwächen willen ihre Welt nur duldend und leidend wie ein Jammertal durchwandelt, auch sie ist nicht mehr" — so redet er 14 Tage nach ihrem Tode, am Neujahrstag 1816, sein Haus an.[1])

Zu dieser Seelenqual gesellten sich noch andere. Pestalozzis älterer Bruder, *Joh. Baptist*, ein Mann von tüchtiger Begabung, der noch 1779 bei der hereinbrechenden Not Pestalozzi neben den Verwandten seiner Frau hilfreich zur Seite gestanden war, musste 1780 heimlich das Land meiden;[2]) von Amsterdam aus schrieb er einen Brief voll Zerknirschung an die Seinen, ging auf das Meer und scheint von da an gänzlich verschollen zu sein. Aber wenn hier ein von Pestalozzi jedenfalls nicht verschuldeter Schicksalsschlag vorliegt, so standen die Dinge anders bei dem Lebensgang von Pestalozzis einzigem Sohn *Jakob*. Nicht zwar, dass derselbe auf Abwege geraten wäre; aber doch wurde er statt ein Trost des Elternhauses eine Quelle stetiger Sorge und kummervollen Leides. Wie hatte einst Pestalozzi sich seiner gefreut und seine Vaterpflicht ernst genommen, als dieser Sohn ihm geboren wurde. Er hatte damals, 1770, in sein Tagebuch geschrieben[3]): „Mein Sohn, mein Sohn, durch mich vernachlässigt, deiner Bestimmung ungetreu, würdest du einst ein Ankläger dessen, der dich sichere Wege führen sollte, vor meinem Richter gegen mich sein. Mir wäre besser, dass ich dein Angesicht nie gesehen hätte, dass ich in die Tiefe des Meeres geworfen worden wäre, ehe ich dich gesehen. Gott bewahre mich, dass ich kein Laster in deine Seele pflanze, du geliebtes Kind!" Wie sorgsam beobachtet er nachher den dreijährigen Knaben, führt Buch über alle seine kleinen

---

[1]) Seyffarth, a. a. O. XVIII, p. 308.

[2]) Mündliche Überlieferungen besagen, er habe seinem Bruder eine bedeutende Geldsumme veruntreut.

[3]) Morf, a. a. O. I, p. 120.

Fortschritte und Eigenheiten, studirt an seiner Entwicklung Psychologie des Kinderlebens;[1]) wie ist er ihm noch ein Jahrzehnt später der „beste, hoffnungsvollste Knabe"; wie stolz ist er in seinem „Schweizerblatt" darauf, dass er ihn ganz nach seinen Ideen in *Rousseau*scher Manier erzieht.[2]) „Mein Bub ist in wenigen Tagen zwölf Jahre alt," berichtet er da seinen Lesern, „und kann weder schreiben noch lesen, und ich bin über diesen Mangel ganz ruhig, ich erkenne zwar, dass der gute Knabe bei meiner Manier auf keine Weise brilliren kann und dass er in allen Examen hinter allen seinen Zeitgenossen weit zurückstehen würde; aber das beunruhigt mich nicht, ich lasse ihn gar nicht examiniren, weil es mir lieb ist, dass er ungekränkt lebe und mir ist grad gleichgültig, ob jedermann findet, dass er gar ungeschickt und dass das, was er weiss, gar nichts zu bedeuten habe. Es ist mir genug, dass ich sehe, dass er das, was er weiss, auch brauchen kann, und es ist mir Freude, dass das, was er selber erfährt, in einen ungeladenen Kopf kommt, wo es auch Platz hat, da wir andern in unserer Jugend für unsere natürlich ungemeinen Erfahrungen in unserm Hirn kein Plätzchen mehr übrig hatten, da alles darin mit Zwang und Kunst und Notsachen wider unsern Willen besetzt worden." Aber sei's, dass der Knabe überhaupt wenig begabt war, sei's, dass die genialischen Erziehungsexperimente des Vaters zu schwer auf seine Entwicklung drückten, es wollte nicht vorwärts mit ihm, auch als er im 14. Jahre zur weitern Ausbildung nach Mülhausen und nachher zur Berufserlernung in ein Handelshaus nach Basel gebracht worden; bald brachen epileptische Krämpfe aus,[3]) und schon 1801 starb er auf dem Neuhof, erst 31 Jahre alt, eben als Pestalozzis Schicksal die entscheidende Wendung erfahren.

Misserfolg in den eigenen praktischen Unternehmungen, Misserfolg der schriftstellerischen Laufbahn, Misserfolg aller Bestrebungen, aufs neue in praktische Tätigkeit zurückzukehren, Misserfolg in dem unglücklichen Schicksal seines einzigen Kindes, das ist der volle „Becher des Elendes", den das Schicksal Pestalozzi in den dreissig Jahren seines Aufenthalts auf dem Neuhof zu leeren nötigte!

V.

Und trotzdem, oder vielmehr eben dadurch ist Pestalozzi auf dem Neuhof *der* Pestalozzi geworden, zu dem die Welt noch jetzt mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aufschaut.

„Das Entgegenstreben gegen mein Unglück führte zu nichts mehr. Indessen hatte ich in der unermesslichen Anstrengung meiner Versuche unermessliche

---

[1]) Pestalozziblätter 1887, 25 ff., 33 ff.

[2]) Seyffarth a. a. O. VII, p. 246.

[3]) Nach mündlichen Überlieferungen erfolgte der erste Ausbruch plötzlich anlässlich eines Geschäftsvorfalls im Hause Battier, der Jakob Pestalozzi in eine überwältigende Aufregung versetzte.

Wahrheit gelernt und unermessliche Erfahrungen gemacht, und meine Überzeugung von der Richtigkeit der Fundamente meiner Ansichten und meiner Bestrebungen war nie grösser als in dem Zeitpunkt, in dem sie äusserlich ganz scheiterten. Auch wallte mein Herz immer unerschütterlich nach dem nämlichen Ziel, und ich fand mich jetzt im Elend in einer Lage, in der ich einerseits die wesentlichen Bedürfnisse meiner Zwecke, anderseits die Art und Weise, wie die mich umgebende Welt über den Gegenstand meiner Bestrebungen in allen Ständen und Verhältnissen wirklich denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte, wie es mir bei einem anscheinend glücklichen Erfolg meiner voreilenden Versuche nicht gelungen wäre, die Wahrheit dieser Ansichten also zu erkennen und mit Händen zu greifen. Ich sage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung: selber im Elend lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir wie es war und wie es sich niemand zeigte. Ich sass eine lange Reihe von Jahren unter ihm wie der Heuel unter den Vögeln. Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem lauten Zuruf: Du Armseliger! Du bist weniger als der schlechteste Taglöhner imstande, dir selber zu helfen, und bildest dir ein, dass du dem Volke helfen könnest? mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen las, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah, und von einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuschte, das täuschte mich immer; aber was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr". So hat Pestalozzi zu Beginn des neuen Jahrhunderts [1]) über sich selbst geurteilt und damit im allgemeinen den grossen Gewinn negativer Art geschildert, den ihm der Neuhof einbrachte: aller der Vorurteile sich zu entledigen, die dem Menschen nach seiner Vergangenheit und nach seinen nähern Beziehungen die Wahrheit in der Erkenntnis des Menschen- und Volkslebens verhüllen.

Für den betrachtenden Sinn stellt sich sofort ein Zweites diesem zur Seite. Wie ihm in bezug auf Menschen- und Volksleben die Hülle schwand, so schwand sie ihm auch in bezug auf sich selbst. Was sonst das Leben angenehm und behaglich macht, die Bedeutung der Persönlichkeit spiegelt und so dem Ich einen Reiz gibt, hatte seine Bedeutung und Kraft für ihn verloren: das Streben nach Wohlhabenheit — es hatte ihn betrogen; bei den Menschen Ehre zu ernten — er fühlte nur den Hohn ihrer Verachtung; in der Stille eines freundlichen Familienlebens sich von den Sorgen des Lebens zu erholen — sein Familienglück war durch die Kränklichkeit und die dadurch veranlasste öftere, langdauernde Abwesenheit seiner Frau unterbrochen, in Frage gestellt, und er musste sich sagen,

[1]) In „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" 1801. Seyffarth a. a. O. XI, p. 92/93.

dass er das Unglück der Seinen verschuldet; Freundschaft — sie wagte es nicht mehr, für ihn zu hoffen und hatte ihn als rettungslos aufgegeben, wenigstens grub sich dieser Eindruck seinem verzweifelnden Gemüte ein —; alles war von ihm gewichen, was ein freundliches Schicksal darbieten, ein feindliches aber nehmen kann — er hatte nichts mehr als sich selbst, sein eigenes menschliches Gemüt, mit dem, was dieses selbst und aus sich selber an Reichtum dem Menschen zu bieten vermag. Auf dieses angewiesen, ja zurückgestossen, blieb ihm nichts übrig, als sich selbst eine Welt zu schaffen, die ihm einen Ersatz für die Trostlosigkeit seines äussern Daseins darbieten könnte.

Und hier liegt die positive Seite des Gewinnes. Über das Elend seiner persönlichen Lage herausgreifend, umfasste er mit seinem Gemüte die Menschheit, versenkte er sich in seine Jugendideale von Menschheitsveredlung und Menschheitsglück.

Er sah diese Menschheit zunächst in der verwahrlosten jugendlichen Armut und zog diese, der er doch noch etwas hoffte sein zu können, zu sich heran. Er sah die Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen; es erfüllte seine Seele, gab ihm reichen Stoff zu beobachten und Versuche zu machen, schwellte sein Herz mit grossen Plänen, die Menschheit zu einem Erziehungshaus, zu einer wahren Familie zu gestalten, welche nur durch das Streben nach Äufnung und Sicherstellung des gemeinsamen Wohls zusammengehalten und dasselbe darum auch für alle zu erreichen befähigt sein würde — aber sein eigenes Erziehungshaus stürzte zusammen und das Phantom verschwand.

Doch das Phantom tauchte wieder auf, nur in anderer Gestalt, nicht mehr als ein Anstaltshaus, sondern als ein Gedankenbau; in um so kühnern, grossartigern Umrissen, als die Phantasie nicht durch die Verhältnisse der wirklichen Welt beengt war. Den Inhalt seines Strebens in dieser Welt hat Pestalozzi in den beiden letzten Teilen von „Lienhard und Gertrud“ niedergelegt; sie sind mit seinem Herzblut geschrieben. Nur dadurch, dass die Kräfte des Volkes selber entbunden werden, kann und wird Menschenglück sich ausbreiten; alle Kunst der Menschenleitung und Erziehung besteht nur darin, systematisch und mit psychologischem Verständnis diese Entbindung zu bewerkstelligen. Wie das geschehen mag, wie es gilt, zu diesem Ziel die Menschen zu leiten, ihr eigenes Interesse dafür zu gewinnen, den Genuss an die Entbehrung und Arbeit, die Schule an das Leben, den Unterricht an die Übung zu knüpfen, in allem den ganzen Menschen und den Menschen in seinem Innersten zu fassen und harmonisch von Stufe zu Stufe weiter zu führen, das stellt der Volksschriftsteller mit aller Kraft innerer Begeisterung, mit aller Lebendigkeit der Phantasie, mit der Sicherheit genialer Anschauungskraft vor die Augen der in unbefriedigten Zuständen sich abquälenden Welt seiner Zeit; da fühlte er sich, in seiner Einsiedelei träumend, als Gesetzgeber der Menschheit, jenem Alfred dem Grossen ähnlich, den *Haller* als idealen und zur Freiheit erziehenden Gesetzgeber der

Monarchie verherrlicht und dessen Namen sich Pestalozzi bei seinem Eintritt in den Illuminatenorden beigelegt hatte.

Und noch einmal schwand das Phantom dahin. Kein Fürst berief Pestalozzi, um Hand an den grossen Traum seines Lebens zu legen, und die französischen Gewalthaber der Schreckenszeit begehrten seiner eben so wenig. Wie einst sein Erziehungshaus, erlag sein Gedankenbau einem ihm innewohnenden Fehler. Und der bestand diesmal darin, dass Pestalozzi, den Anschauungen der Zeit des aufgeklärten Despotismus getreu, den Anstoss zur Hilfe von den *obersten* Schichten der Menschheit, von Herzogen und Ministern erwartet. Da schrieb er seine „Nachforschungen", da appellirte er an die *Denker* und suchte vor ihnen theoretisch die Grundlagen seiner Anschauungen zu rechtfertigen und sie wenigstens zur Prüfung seiner Ideen zu bewegen. Aber ebensowenig als die Fürsten nahmen die Denker von denselben Notiz; der Weg der Theorie führte ebensowenig wie der der Fürstengunst in das verschlossene Heiligtum. Es war Pestalozzis letzter, lang aufgesparter Versuch gewesen. Aber während seiner die Verzweiflung sich bemächtigte, der letzte denkbare Halt, die letzte leise Hoffnung ihm entschwand, fegte der Sturm der Revolution den morschen Staatenbau Europas darnieder, pochte auch an die Tore seines von ihm längst für lebensfähige Gedanken verloren gegebenen Vaterlandes. Die helvetische Staatsumwälzung begrub die alte, erstarrte Eidgenossenschaft unter ihren Trümmern. Und siehe da, in diesen Trümmern, buchstäblich auf den Ruinen, die die Zeugen des verheerenden Orkans im stillen Alpengelände waren, bot sich ihm der Ort an, wo er ansetzen konnte, nicht in der Fremde, sondern im Vaterland selbst, nicht mit der Theorie, sondern in der Praxis aufopfernder Tat, nicht mit Berechnungen des Verstandes, sondern mit der Vollkraft seines trotz allem Missgeschick jugendlich elastisch gebliebenen Gemütes und Herzens; und indem er wusste, was er wollte, Tod oder die Durchsetzung seines Zwecks, setzte er seine Zwecke durch und sah an sich erfüllt, was er als die psychologische Lösung des Lebensrätsels hinstellt: „Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten auf dienen. Aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muss man mit grauen Haaren von unten auf dienen." [1])

Es ist ein eigentlicher Klagepsalm des zertretenen Daseins, mit dem Pestalozzi 1797 seine Nachforschungen abschloss [2]) und damit auch die Rechnung seines Lebens abzuschliessen meinte.

„Tausende gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr.

„Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

---

[1]) Seyffarth a. a. O. XI, p. 107.

[2]) Seyffarth a. a. O. X, p. 205.

„Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte, in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung.

„Aber er war kein Werk der Welt, er passte in keine Ecke derselben.

„Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken.

„Noch zerschlagen, glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

„Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer; er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugnis, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

„Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elendes.

„Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren eines zertretenen Daseins.

„Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

„Wanderer, weihe ihr eine Zähre, sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Ästen sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horchenden hörbar: Ich will dennoch auch in meinem Vergehen deine Wurzeln noch stärken.

„Wanderer, schone der liegenden, sich auflösenden Frucht und lass den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baumes noch stärken, an dessen Ästen sie ihren Sommer durchkrankte.“

Zwanzig Jahre nachher konnte er in der Gesamtausgabe seiner Werke hier beifügen: „Ich muss zu der Stelle, mit der ich diese Bogen 1797 geschlossen, noch hinzusetzen: Der Mann, der damals dieses Klaglied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort; aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden, und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen.“

Und noch einmal ist alles an ihm, ist er selbst fast an sich irre geworden. Was er an greifbaren Schöpfungen über seinen Tod hinaus gesichert geglaubt, sein Erziehungsinstitut und seine Armenanstalt in Iferten, löste sich auf; wiederum von allen verlassen, zog er sich 1825 auf das Einzige, was ihm im Wechsel der Schicksale geblieben, auf den Neuhof zurück. Wo er in jungen

Jahren der Kraft gestritten und gelitten, da fand er in hohem Greisenalter die ewige Ruhe. Aber über alle Nebel, die seine letzten Jahre umwölkten und über alle Irrtümer seines menschlichen Daseins brach sich doch der geistige Gehalt seines Lebens wiederum Bahn, und die Jetztzeit schaut ihn in verklärtem Lichte ihr voranschreiten:

„Mensch, Christ, Bürger,
„Alles für andere, für sich nichts!
„Segen seinem Namen.“ [1])

[1]) Aus der Grabschrift auf Pestalozzis Denkmal zu Birr.

Aus dem Pestalozzistübchen 1890/1892.

In frühern Jahren brachten die Pestalozziblätter jeweilen die Jahresberichte des Pestalozzistübchens; seit nun jene mit der Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift verbunden sind, musste davon Umgang genommen werden; und die Berichte erschienen jeweilen nur noch im Jahresberichte des Gesammtinstitutes. So wird es auch in Zukunft gehalten werden, umsomehr da das Pestalozzistübchen seit Beginn des Jahres 1891 aus einem Annex einer „permanenten Schulausstellung“ zentrale Abteilung des „*Pestalozzianums*“ geworden ist. Mit dieser Umwandlung ist auch die frühere gesonderte Rechnungsstellung des Pestalozzistübchens hinfällig geworden; immerhin wird der kleine Fonds, der im Laufe der Jahre für dasselbe angesammelt werden konnte, auch fernerhin als Spezialfonds verwaltet und empfiehlt sich den Freunden der Pestalozzikunde bestens zur Äufnung.

Grössere Schenkungen für das Inventar des Pestalozzistübchens sind uns in den 3 letzten Jahren zugegangen:

Von Herrn John Landry, Präsidenten des Comité du monument Pestalozzi: eine Kollektion Schriften und Gegenstände, die sich auf die Einweihung des Pestalozzimonuments in Yverdon beziehen.

Von Fräulein A. Martin in Zürich: Aufzeichnungen und Studienhefte des Herrn Seminardirektor Henning während seines Aufenthalts in Yverdon 1809 bis 1812.

Von den Erben des sel. Herrn Oberst Pestalozzi: Reliquien von Heinrich, Gottlieb und Karl Pestalozzi, Pestalozzibriefe.

Von Herrn Prof. E. von Muralt in Lausanne: die Niederersche Korrespondenz mit Pastor Muralt in Petersburg.

Vom Eidgenössischen Departement des Innern: Aktensammlung der Helvetischen Republik Band I—IV.

Daneben weitere Schenkungen:

An *Drucksachen* von Herrn Dr. Zubiaur in Paris, Seminardirektor J. Keller in Wettingen, Rektor Dr. Wirz in Zürich, Waisenvater Dr. Morf in Winterthur, Dr. Hoffmeister in Goslar; Gesellschaft für die Neujahrsblätter des Waisenhauses